

Hazel Rosenstrauch, **Wahlverwandt und ebenbürtig. Caroline und Wilhelm von Humboldt**, Frankfurt a. M.: Eichborn Verlag 2009, 333 S., EUR 30,90, ISBN 978-3-8218-6207-1.

Mit diesem Versuch, die Biographie eines Ehepaares im Spiegel seines Briefwechsels zu erstellen, liefert uns Hazel Rosenstrauch, über einzelne biographische Daten der beiden Partner hinaus, ein einzigartiges, äußerst lebendiges Bild der Geschlechterverhältnisse am Ende des 18. und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. Möglich ist diese Doppelbiographie zum einen aufgrund der außergewöhnlichen Persönlichkeiten der beiden Humboldts, in diesem Falle Wilhelm und seiner Frau Caroline, geborene von Dacheröden, zum andern aber auch infolge der erstaunlichen Mobilität, welche die beiden Ehepartner kreuz und quer durch Europa treibt, von Berlin nach Paris, Rom, Leipzig, Frankfurt und zurück ins heimatliche Tegel, nahe bei Berlin, wo diese langjährige Europatour in den 1820er Jahren ihr jähes und endgültiges Ende findet.

Was an dieser Konstellation neu ist – im Vergleich zu anderen ähnlichen ehelichen Konstellationen aus der Zeit, etwa dem eher sporadischen Briefwechsel zwischen Friedrich und Dorothea Schlegel zu Anfang des 19. Jahrhunderts –, ist die Tatsache, dass Caroline von Humboldt von Anfang an sich ihrem Mann an Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit ebenbürtig weiß, und dies ungeachtet der fünf gemeinsamen Kinder, zu welchen beide im Übrigen ein besonderes Verhältnis entwickeln: Als Beispiel mag man die jahrzehntelange Trauer um den plötzlich in Rom gestorbenen Erstling anführen oder die Tatsache, dass Wilhelm von Humboldt, während längerer Aufenthalte seiner Frau in London oder Paris, in Rom allein die beiden Mädchen betreut. Die von der Autorin gewählte Perspektive wirft so ein neues, sehr lebendiges und frisches Licht auf die beiden, neu für die lange im Schatten gebliebene Caroline von Humboldt, erfrischend lebendig für die spätere Berühmtheit, Wilhelm von Humboldt. Er erscheint hier zwar eher als der „weltmännische Europäer“, der er als Diplomat, Politiker, Minister und Mitsprechender in Sachen der europäischen Neuordnung bei vielen Kongressen ja tatsächlich war. Aber er erscheint auch als derjenige, der sich seiner Unschlüssigkeit, seiner Ambiguitäten bewusst ist: „Dass die Menschen nur an mir das Paradoxseiende auffassen, ist sehr wahr“ (224). Der Universitätsreformer dagegen wird kaum erwähnt und seine später als Humboldt'sches Modell bis heute hochgehaltene Reform des Universitäts- und Bildungssystems wird hier fast wie ein persönliches Scheitern dargestellt. Ebenso ergeht es dem Sprachforscher, dessen bahnbrechende Entdeckungen bis heute als grundlegend gelten.

Die Perspektive dieser *biographie croisée* ist tatsächlich eine dezidiert andere und in vieler Hinsicht sehr neue: „aber der Erfolg draußen in der Welt war – wenn man die Korrespondenz als Zeugnis nimmt – für Humboldt nicht das Wichtige. ‚Dir zu leben und Dich zu besitzen‘, hatte er Li (Caroline von Humboldt) gegenüber als seine ‚eigentliche Bestimmung‘ bezeichnet“ (270). Aus diesem Satz spricht das Besondere dieses biographischen Versuchs, aber auch dessen problematische Seite. Denn wie lässt

sich ein Gleichgewicht halten, wenn einer der beiden Partner zu den ganz Großen der deutschen Literatur zählt – fast gleichrangig mit Schiller, mit dem er befreundet war? Die Antwort liegt in dem „ebenbürtig“ des Titels. Das freilich setzt einige retuschierende Eingriffe voraus. Um ‚ebenbürtig‘ zu sein und zu bleiben, wird Caroline von Humboldt manchmal allzu schonend geschildert und ihr Bild oft verschönert. Hätte die Biographin auf andere zeitgenössische Briefwechsel zurückgegriffen (etwa auf die Korrespondenz zwischen August Wilhelm Schlegel und seiner ehemaligen, in Rom weilenden Freundin Sophie Tieck-Bernhardi aus den Jahren 1804 bis 1807), so wäre ein anderes Bild der mitsamt ihren Hauslehrern „als Erzieher und Erzeuger“ – so die eher giftig formulierte Darstellung von Tieck-Bernhardi – ebenfalls in Rom lebenden Caroline von Humboldt entstanden. Eine andere Schwierigkeit ergibt sich bei der Behandlung des Privaten und des Öffentlichen: Soll man beide Aspekte zugleich, abwechselnd oder getrennt behandeln? Die Strategie der Biographin ist hier geschickt und determiniert die Struktur des Buches: Ein Teil ist dem „Inwärtigen“ (dem doppelten Ich, dem Paar, dem Eheleben unter verschiedenen Umständen), ein anderer Teil dem „Auswärtigen“ (der Welt, der Karriere, dem Ruhm und Nachruhm) gewidmet, das Ganze durch Vorspiel und Epilog umrahmt. Wobei diese strenge Teilung den breitangelegten Interessen *beider* Humboldts allerdings nicht immer gerecht wird. Besonders spannend zu lesen ist es, wie der briefliche Umgang dank der sehr konkreten Teilhabe Caroline von Humboldts am politischen Leben ihrer Zeit sich zu einer „privaten Pressepolitik“ (209) entwickelt. So heißt es, etwas brüsk formuliert, „sie fungierte als Wilhelms Boulevardzeitung“ (226).

Von Anfang an stellt sich die Autorin unter das Motto des „Modernen“, ohne den Begriff je wirklich zu definieren, obschon sie von ihm sowie von der damit implizierten Perspektive einen nahezu uneingeschränkten Gebrauch macht, sei es im Stil oder in der Interpretation mancher Debatten. So entsteht der Eindruck einer etwas forcierten Modernisierung, zum Beispiel bei der Auseinandersetzung um Caroline von Humboldts Antisemitismus: „Ich würde das Paar hier gerne verlassen. Judenfeindschaft ist, im Unterschied zu damals, heute peinlich, zumal bei so klugen und sympathischen Leuten“ (235). Ein ähnlicher Eindruck entsteht auch bei der Wertung von Wilhelm von Humboldts Gelüsten – den „ans Tageslicht getretenen Nachtseiten“ –, für die selbst die Wahl der Übersetzung des „Agamemnon“ „reichen Stoff für Psychoprogramme“ biete (304). Die Diskussion um die „sublimierte Sexualität“ Humboldts (110) klingt zwar sehr modern, nimmt aber wenig Rücksicht auf eine Debatte, die schon um 1800 im Jenaer Kreis und um Schlegels „Lucinde“ stattgefunden hatte. Ein solcher überschüssiger Rückgriff auf die Moderne lässt sich in manchen Passagen auch stilistisch festmachen – wenn es etwa heißt: „er [Humboldt] bleibt ... aber habituell so modern, dass es gelegentlich schon post-modern wirkt, weil er alles relativiert und dekonstruiert ...“ (214).

Ein besonders interessantes Moment aber ist der Brief als Zwischenträger im Dialog zwischen den beiden Schreibenden und als seltenes Zeugnis des sonst kaum erfassbaren Ehelebens. Inwiefern sind solche Korrespondenzstücke – später und unter Kontrolle,

wenn nicht Zensur, der Nachfahren veröffentlicht – vertrauenswürdige Dokumente? Die Autorin ist sich der Schwierigkeit bewusst, wenn sie die Briefe erwähnt „die, soweit vorhanden, ‚familienphilologischen Editionsprinzipien‘ unterworfen sind“ (186), ihnen jedoch einen besonderen Stellenwert zuerkennt, wenn sie meint, „das ist keine Rhetorik, und es ist mehr als Literatur“ (204). Die Lektüre der vielen, gut ausgewählten Briefpassagen beweist in der Tat, dass man es hier mit Dokumenten besonderer Qualität zu tun hat. Aber ein häufigerer Rückgriff auf andere, zeitgenössische Briefwechsel wäre hier willkommen gewesen. Die Briefe Rahel oder Karl August Varnhagens werden zwar zitiert, aber die Korrespondenzen Georg Forsters oder Friedrich von Gentz’ oder der etwas spätere, in mancher Hinsicht aber sehr nahe, über zwei Jahrzehnte geführte Briefwechsel zwischen Achim und Bettina von Arnim hätten sicher dazu beigetragen, die faszinierenden Briefporträts von Wilhelm und Caroline von Humboldt zu nuancieren, zu ergänzen und ihnen im Zusammenhang ihrer Zeit eine weitere Dichte verliehen.

Marie Claire Hoock-Demarle, Paris

Alison Rose, **Jewish Women in Fin de Siècle Vienna. Jewish History, Life, and Culture**, Austin: University of Texas Press 2008, 213 S., 15 Abb., EUR 48,99, ISBN 978-0-292-71861-6.

Alison Rose hat ein Buch über Jüdische Frauen in Wien um 1900 geschrieben, das dem englischsprachigen Publikum bisher kaum erschlossene Quellen und Literatur zugänglich macht.¹ Ihr Ziel versuchte Rose, anhand von sechs Kapiteln umzusetzen: Kindheit und Jugend von jüdischen Mädchen; Gemeinde, Spiritualität und Philanthropie; Universität und politisches Engagement; Frauen und die Zionistische Bewegung; Medizin und Psychoanalyse sowie Literatur und Kultur. Damit beabsichtigte sie, „to reintegrate Jewish women into the history of turn of the century Vienna in order to demonstrate their importance as cultural creators“ (2). Als wichtiges Mittel zur Kontextualisierung der Quellen, der Literatur und nicht zuletzt der autobiographischen Texte dienen Fotos. Rose gelingt es, ein eindrucksvolles Sample zu präsentieren. Das Buchcover zielt das Porträt der Psychoanalytikerin Helene Rosenbach Deutsch aus der *Schlesinger Library (Harvard University)*. Bemerkenswert sind vor allem die Bilder aus dem *Leo Baeck Institute, New York*, die unter anderem Naamah Beer-Hofmann mit Pogromwaisen vor dem Heim der *Sozialen Hilfsgemeinschaft Anitta Müller* im Jahr 1921 zeigen, und ein Gruppenfoto vom „III. Zionistischen Weltkongress“ in Basel 1903 mit Jeanette Herzl, der Mutter von Theodor Herzl. Darüber hinaus verwendete sie bekannte Fotos von Therese Schlesinger-Eckstein, Käthe Leichter, Lise Meitner, Bertha Pappenheim, Elise Richter, Alice Schalek, Eugenie Schwarzwald und Toni Stolper.

¹ Als Ausgangsbasis diente ihre an der *Hebräischen Universität Jerusalem* verfasste Dissertation: Alison Rose, *The Jewish Woman as „Other“*. The Development of Stereotypes in Vienna 1890–1914, Jerusalem 1997.